

Sonntags-Blatt

Responsible Editor
Dr. phil. Franz Wenzel

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Nauck, Wiesbaden

Redaktion aller Briefe beschränkt

Nummer 51

Sonntag, den 18. November 1917

35. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 18. Nov. (25. Sonntag nach Pfingsten):
Ebd.; Montag, 19. Nov.: Elisabeth; Dienstag, 20. Nov.:
Felix v. Valois; Mittwoch, 21. Nov.: Maria Opfer-
ung; Donnerstag, 22. Nov.: Cecilia; Freitag, 23. Nov.:
Klement; Samstag, 24. Nov.: Johannes vom Kreuz.



Fünfundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 13, 31—35.

In jener Zeit legte Jesus dem Volke ein
anderes Gleichnis vor und sprach: Das Him-
melsreich ist gleich einem Senfkornlein, welches ein
Mensch nahm und auf seinen Acker sät. Dieses
ist zwar das kleinste unter allen Samenkörnern;
wenn es aber gewachsen ist, so ist es das größte
unter allen Kräutern, und es wird zu einem
Baume, so daß auch die Vögel des Himmels
kommen und in seinen Zweigen wohnen. Ein
anderes Gleichnis sprach er zu ihnen: Das Him-
melsreich ist gleich einem Sauerteige, den ein Weib
nahm und unter drei Maß Mehl verarbeitete, bis
alles durchsäuert war. Alles dieses redete Jesus
durch Gleichnisse zu dem Volke und ohne Gleich-
nisse redete er nicht zu ihnen, damit erfüllt
würde, was durch den Propheten gesagt worden,
der da spricht: Ich will meinen Mund auf tun
in Gleichnissen und will aussprechen, was vom
Anbeginn der Welt verborgen war.

✱

Des Pfarrers Werktag

(Fortsetzung.)

Es war nicht mehr weit von 1/10 Uhr, als der
Pfarrer seine Wohnung betrat. Seine Mutter, die
mit Hilfe einer Nichte den Haushalt leitete, brachte
den Kaffee und legte die Morgenpost auf den
Tisch. Da meldet ihm der Direktor eines Eisen-
hüttenwerks, das eine halbe Stunde Bahnfahrt
entfernt liegt, er möge mal hinkommen, zwei
italienische Arbeiter seien durch Umstürzen der
Kippwagen schwer verletzt und wünschten einen
katholischen Geistlichen zu sprechen. Der nächste
Tag fährt kurz vor zwölf. Das trifft sich gut,
denkt der Pfarrer. Er wollte ohnehin heute dori-
hin in die Umgegend, um einige Katholiken zu be-
suchen, die seelisch und geistig in Not sind und
des Priesters Besuch als Licht und Sonne in ihrem
leibvollen Leben betrachten. Vom heutigen Vor-
mittag bleibt also nicht viel zum Studium übrig.
Um 11 Uhr wird gegessen. Der Pfarrer macht sich
reisefertig, packt die Krankenbursa und das hl.
Öl zu sich und geht hinüber in die Kirche, um die
hl. Begehrung mitzunehmen. Denn bei den zwei
Italienern wird es sich wohl um Schwerkranken
handeln, die versorgt werden wollen. Damit geht's
aus der Bahn. In der Dampf trägt er ein Paar Palet-
ten, etwa wie ein Bazarantischchen, fein in Papier
eingeschlagen und verschmückt. Was mag es wohl
enthalten? Wir werden es bald erfahren.

Die zwei Italiener sind im Krankenhaus bald
gefunden. Sie sind arg geschunden und auch inner-
lich verletzt. Die Krankenschwester meint, bei dem
einen deute alles darauf hin, daß eine schwere
innere Verletzung vorliege, und dem anderen
müsse wohl ein Arm abgenommen werden, auch
sei ein Rippenbruch wahrscheinlich. Die beiden

sprachen ganz gut deutsch. Sie hatten nach dem
Pfarrer geschickt, daß er ihren Familien in Italien
Nachricht gebe und zugleich die Zusendung ihres
ersparten Geldes besorge. Von Beichten und Sa-
kramentenempfang war keine Rede. Der Pfarrer
versprach, ihren Wunsch getreulich zu erfüllen,
verheißte ihnen aber nicht den Ernst ihrer Lage
und leitete darauf über, sie möchten die Gelegen-
heit benutzen und ihr Gewissen in Ordnung brin-
gen. Darauf waren die beiden nicht gefaßt. Sie
gebrauchten allerhand Ausflüchte, sie seien nicht
vorbereitet, sie wollten sich das erst überlegen
usw. Doch ließ der Pfarrer nicht locker und
schloß schließlich, sie sich doch dazu, zu beichten.
Sie gebrauchten da ihre Muttersprache. Zum
Glück verstand der Pfarrer soviel italienisch, daß
er dem Bekenntnis folgen konnte. Und was ihm
an Verständnis abging, konnte er durch deutsche
Fragen vervollständigen. Es ist eine allgemeine
Erscheinung, daß die Ausländer, die sich an un-
sern Beichtstühlen einfinden und ganz gut die
deutsche Sprache beherrschen, immer wieder in
ihrer Muttersprache beichten wollen. Es wird
das vielfach als Eigensinn ausgelegt und als
bewußtes Bestreben, den Priester zu täuschen,
der die betreffende Sprache nicht so geläufig
beherrscht. Diese böse Absicht mag wohl hier
und da vorhanden sein. In vielen Fällen liegt
jedoch der Grund für den Gebrauch der Mutter-
sprache wohl darin, daß das Beichtkind wohl die
deutsche Umgangssprache beherrscht, aber nicht
die Sprache des Gebetes und des Verkehrs mit
Gott. Denn die hat es in der Welt nicht gelernt.
In der Gesellschaft, im Verkehr mit den Menschen,
in der Geschäftssprache wird man kaum jene
Ausdrücke und Wendungen vernehmen, in denen
der Beichtstuhls abgefaßt ist. Das ausländische
Beichtkind fürchtet, durch unpassende Redewen-
dungen und Worte sich vor dem Priester zu bla-
mieren, oder etwas Unsicheres zu sagen, daher
der Gebrauch der Muttersprache. Es ist eben die
Sprache, in der es die ersten Gebete gesprochen,
den ersten Religionsunterricht erhalten, die ersten
Sakramente empfangen und mit seinem Gott
geredet hat.

Mit großer Andacht empfingen dann die beiden
die hl. Begehrung, und als alles zu Ende war,
bedankten sie sich in echt südländischer Heber-
schamlosigkeit ein über das andere mal für die
große Gnade, die der Priester ihnen verschafft
habe. Der Pfarrer versprach, alle ihre Wünsche
betreffs des Geldes gewissenhaft auszuführen und
ihre Angehörigen namentlich wissen zu lassen,
daß sie die Sterbesakramente empfangen hätten.
Dabei waren sie ganz glücklich und der Pfarrer
hatte die Genugtuung, Beruhigung und Frieden
zwei Sterbenden gebracht zu haben.

Vom Krankenhaus begab er sich zum Direk-
tor des Werkes, um sich für die Gefälligkeit
der Benachrichtigung zu bedanken. Die zwei
seiner tüchtigen, fleißigen und nüchternen Arbeiter
gewesen, sagte der Direktor, und er wünschte,
alle seine Arbeiter hätten diese Tugenden. Er
habe früher auf seinem Werk viel in Sozial-
politik gemacht und manches für die Hebung
der Arbeiter ins Leben gerufen. Er sei jetzt
aber vernünftiger und von seinem Idealismus
geheilt worden, nachdem er gesehen, wie alles
mit Unfug gelohnt und so wenig benutzt wor-
den sei. Er meinte damit mehrere Wohlfahrts-
einrichtungen, die er getroffen, aber später wie-
der hatte eingehen lassen. Der Pfarrer konnte
natürlich nur in allgemeinen Sätzen darauf ant-
worten, innerlich war er mit dem Vorgehen des
Direktors nicht einverstanden. Enttäuschungen,
Unfug sind bei allen Unternehmen unausbleib-

lich, dürfen aber nicht Anlaß werden, von dem
Angesangenen abzusehen, sondern sollen dazu an-
eifern, den irgendwo stehenden Fehler zu ent-
decken und einen neuen Versuch zu machen. Das
dürfte er dem Direktor aber nicht sagen, denn
er brauchte dessen Mitwirkung für die Abhal-
tung des Gottesdienstes. Alle 14 Tage kam der
Pfarrer hierher, um in dem Speisesaal der Arbei-
ter Gottesdienst für die hier wohnenden Katho-
liken abzuhalten. Nicht nur den Saal hatte der
Direktor umsonst gestellt, sondern auch eine finan-
zielle Beihilfe für die Aufwandskosten bewilligt.
Ein guter Teil der Arbeiter gehörte der katha-
lischen Religion an, und um sich diese Arbeits-
kräfte zu erhalten, hatte er deren Wünsche wegen
eines katholischen Gottesdienstes ermöglicht. Viele
Arbeiter machten indessen von der günstigen
Gottesdienstgelegenheit keinen Gebrauch. Der
Pfarrer wußte das, aber um der anderen wil-
len, die guten Willen zeigten und der hl. Messe
froh waren, die sie in ihrer Nähe haben durf-
ten und in der sie die Sakramente empfangen
konnten, ging er jedesmal gern hierher. Gleich
nach dem Sonntagsgottesdienst kamen die Schul-
kinder in den Saal, um anderthalb Stunden
lang Religionsunterricht zu empfangen. Den
biblischen Geschichtsunterricht gab der Lehrer des
Pfarrortes, der am Mittwochnachmittag hierher
fuhr. So müssen die Unterrichtsstunden der Zeit
und den Verhältnissen jedesmal abgerungen wer-
den. Daß unter solchen Umständen ein regel-
rechter lückenloser Unterricht nicht gut möglich
ist, liegt auf der Hand. Wie viele Versäumnisse
der Kinder müssen in Rechnung gezogen wer-
den. Welch unendliche Geduld und Nachsicht
muß der Lehrende mitbringen, was für eine
Vorbereitung ist erforderlich, daß der Unterricht
stets das Interesse der Kinder wach hält! Denn
ein Zwang kann auf die Kinder nicht ausge-
übt werden. Von Strafe ist überhaupt keine
Rede. Allein, diese mit Opfer und Geduld be-
fruchtete Arbeit zieht den Segen des Himmels
herab, und der Diasporageistliche genießt oft
seelsorgerliche Freuden, die er an rein katha-
lischen Orten nimmer erlebt hätte.

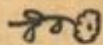
Nachdem der Pfarrer das Büro des Direktors
verlassen, machte er sich auf, um einige Arbeiter-
familien zu besuchen. Jetzt wurde er auch das
Paletten los, das er bisher immer noch mit
sich geschleppt hatte. Am Ende des Dorfes wohnte
eine treue katholische Seele, der Arbeiter Wy-
schak, ein Pole aus Galizien. Zur Zeit war er
invalid. Der Daumen der rechten Hand war zwi-
schen zwei Walzen gekommen. Das erste Mal
hatte der Doktor abnehmen müssen, und nunmehr
wartete er wochenlang auf die Heilung. Das war
aber nicht das Schlimmste. Viel mehr Gedanken
machte sich der Brave aus der Krankheit seiner
Frau. Auch sie stammte aus Galizien, war aber
eine Katholikin katholischen Glaubens und wußte
bei jedem Besuche dem Pfarrer nicht genug zu
erzählen von dem reichen Gottesdienst in ihren
Kirchen daheim, der Gottesdienst hier sei ihr zu
einfach, prunklos, es fehlten die reichen litur-
gischen Gewänder usw. Was diese Frau an katha-
lischen Gottesdienst gesehen hatte, in den Diaspora-
kirchen, oder in gemieteten Tanzsälen, Turn-
hallen usw., das war freilich nicht darnach ange-
tan, ihr eine rechte Vorstellung von der Schön-
heit des katholischen Gottesdienstes zu geben. Und
so sehnte sich dieses Naturkind nach ihrer heimat-
lichen Kirche und niemand konnte ihr Sehnen
stillen. Der Pfarrer wußte, daß sie lungenkrank
war und so schwach, daß sie kaum noch die häus-
lichen Arbeiten besorgen konnte. Das älteste Mäd-
chen war 13 Jahre alt, kochte und putzte und

half der Mutter, so gut sie konnte. Nächste Ostern kam sie aus der Schule, dann ging's schon eher. Der Pfarrer kramte jetzt, als er die Familie begrüßt hatte, sein Portemonnaie aus. Das war ein zweiteiliges Eßgeschirr, wie es die Arbeiter mit auf die Arbeit nehmen. In dem einen Teil war eine Suppe, in dem andern ein Rippchen mit Gemüse. Dankbaren Blickes nahm die Frau die Sachen entgegen. Das war für sie ein vollständiges Essen. Für Sie habe ich auch was mitgebracht, sagte der Pfarrer zu ihrem Mann, und gab ihm ein Päckchen Feinschnitt für seine kurze Pfeife. Nun strahlte das Ehepaar voll Zufriedenheit und Glück. Rasch entzog sich der Pfarrer ihren Danksgewängen und verließ die Wohnung. Wollte er mit dem Juge noch rechtzeitig heimkommen, so mußte er sich beeilen. Noch fünf andere weitere Familien besuchte er, lauter Arbeiterfamilien. Die mannigfachen Beweggründe führten ihn dahin. In der einen wollte er mit der Mutter sprechen, daß der begabte Junge bald seinen Verzeiwunsch erfüllt sah, in eine Missionsgesellschaft eintreten zu dürfen. Bei der anderen sollte ebenfalls die Mutter ins Gebet genommen werden, daß sie ihre Tochter regelmäßiger dem biblischen Unterricht des Lehrers zuführe. In einer dritten Familie wollte er der erwachsenen Tochter eine Dienststelle in der Stadt vorschlagen. Die zwei letzten Familien wünschten eine Geldunterstützung für verschiedene Bedürfnisse, und da wollte er sich persönlich überzeugen, ob das Geld angebracht sei und wie es die Leute verwenden wollten. Es sind nicht immer angenehme Besuche, die der Diasporapfarrer machen muß, und manchesmal muß er sich auf böse Reden gefaßt machen und auf Drohungen, aus der Kirche auszutreten und protestantisch zu werden, wenn ihr Wunsch nicht erfüllt werde und die Unterstützung ausbleibe. Die mit solchen Drohungen bei der Hand sind, verdienen ja eigentlich die Zurückweisung ihrer Wünsche. Auch verliert die Kirche nicht viel, wenn schon längst morsche Äste abfallen. Und doch ist der Pfarrer oft genötigt, Beleidigungen und rohe Worte einzustechen und den Wunsch zu erfüllen, weil er sieht, daß, wenn der angebrochte Abfall von der Kirche ausgeführt wird, unschuldige Kinderseelen in den Abfall mithineingezogen werden und für immer der Kirche verloren gehen.

Auf dem Weg zum Bahnhof wird er von einem Herrn angehalten, der sich als Ingenieur des Werkes vorstellt und ihn bittet, auf einige Augenblicke in sein Haus zu kommen, um auch seine Frau kennen zu lernen. Sie seien katholisch, erst vor einigen Wochen hierher berufen worden und freuten sich, hier Gelegenheit zu haben, Sonntags die hl. Messe zu hören. Gern ging der Pfarrer mit ihm. Die Frau erzählte aus ihrer Heimat, wo sie dem Elisabethenverein angehörte und von ihrer Tätigkeit im Verein, und als der Pfarrer einen entsprechenden Wunsch äußerte, erklärte sie sich sofort bereit, ihn bei seinen Besuchen unter den hiesigen Arbeiterfamilien zu unterstützen und des Pfarrers Besuche vorzubereiten. So war denn ein schon längst gehegter Wunsch des Pfarrers mit einemmale in Erfüllung gegangen, es war eine Vermittlung geschaffen zwischen ihm und den Wünschen seiner Diasporakinder. Mancher unnütze Gang konnte verhindert, und mancher andere Gang ergebnisreicher vorbereitet und ausgeführt werden. Voll Freude über die neuen Mitarbeiter im Weinberge des Herrn, lud er die Eheleute ein, wenn sie in den Gottesdienst am Pfarrort kämen, ihn im Pfarrhause zu besuchen.

Die auf den umliegenden Dörfern wohnenden Katholiken, denen der heutige Gang ebenfalls gelten sollte, mußten auf ein anderesmal vertröstet werden. Um 1/8 Uhr war der Pfarrer zuhause. Ein Tag voll reicher apostolischer Arbeit ging zur Neige.

Epe.



Der Ruhm, seiner Zeit voraus zu sein, wird in den meisten Fällen nur ein zweifelhafter Ruhm sein. Man soll seiner Zeit angehören und das Wert, das ihr vorliegt, nach seinen Kräften fördern helfen. Das Voraussein vor der Zeit ist oft nur die Unfähigkeit idealistischer Schwärmer, das Wirkliche zu ertragen.

(Gervinus)

Der hl. Odo, Gründer und Schöpfer der Cluniager.

(18. November.)

„Ihr aber seid ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priesterthum, ein heiliges Volk, ein Volk des Eigentums, auf daß ihr die Tugenden dessen verkündet, der euch aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Lichte berufen hat.“
(1. Petr. 2, 9.)

Die Mauern der kleinen Stadt Clugny in Frankreich umschließen heute noch einen weiten Raum von halbverfallenen Türmen und Ruinen, von alten und neuen Gebäuden, von Gärten, Gärten und Teichen. Das sind die Trümmer der ehemals so berühmten Abtei Clugny. Drei Jahrhunderte lang standen hier und in vielen Tochterklöstern die Cluniager wie eine königliche Priesterfamilie, wie ein heiliges Volk in hoher sittlicher Ueberlegenheit unter den Völkern. Der unbändigen Jagellosigkeit jener Zeit stellten sie entgegen demütige Unterwerfung, dem ausschweifenden Leben strenge Mäßigkeit. Und doch besaß Clugny einen Reichtum, daß er selbst Päpste und Kaiser mit ihrem ganzen Gefolge versorgen und beherbergen konnte. Der Gründer und Schöpfer dieser mächtigen und segensreichen wirkenden Kongregation ist der hl. Abt Odo, dessen Fest am 18. November gefeiert wird.

Einer edlen fränkischen Familie entstammend, wurde er 879 geboren. Sein frommer Vater, weihete ihn schon in der Wiege dem hl. Martin von Tours. Doch ließ er ihn an Fürstentömen erziehen und im Waffengewalt ausbilden. Bald schon hatte der junge Odo die Freude an Ritterspielen und Jagd verloren, zumal ihn ein anhaltendes Kopfschmerz plagte. Er kehrte ins Vaterhaus zurück.

Schon drei Jahre kränkelte der Sohn. Dies bewog den bestürzten Vater, sein Gelübde zu erfüllen. Daraufhin genas Odo vollständig. 19 Jahre alt, eilte er nun nach Tours zum Grabe des hl. Martin und ließ sich dem Marcus einreihen. Mit Eifer widmete er sich dem Gebet und den Studien. Leider sah er auch eine übermäßige Liebe zu den heidnischen Klassikern. Durch ein Traumbild schreckte ihn Gott davon ab. Während drei Jahre führte er nun ein strenges Bitterleben und lebte nur von Brot und Wein. In Paris erweiterte er seine Bildung und pflegte in den Nebenstunden auch eifrig die Musik, worin er es zur Meisterschaft brachte.

Um diese Zeit fiel Odo die Regel des hl. Benedikt in die Hände. Sie machte solchen Eindruck auf ihn, daß er sich entschloß, ihr nachzuleben. Er schenkte seinen Reichtum den Armen, zog sich in die Einsamkeit zurück und diente nur Gott und seiner Seele. Solche Frömmigkeit bei einem jungen Kanoniker erregte damals Aufsehen und Bewunderung. Man strömte zu ihm und suchte Rat, Trost und Belehrung. Gerne gab er von den Schätzen seines Herzens. Auch solche kamen, die unter seiner Leitung leben wollten. Besonders innig schloß sich ein Ritter Abegrin ihm an. Beide saßten den Entschluß, die Welt ganz zu verlassen und in ein gut geleitetes Kloster zu treten. Doch war in allen Klöstern Frankreichs die Nacht arg gelockert. Nur in dem Kloster la Beaume bei Besancon wurde die Regel des hl. Benedikt noch in ihrer Strenge beobachtet. Hier trat Odo mit seinem Freunde im Jahre 909 ein, machte das Probejahr und legte die Gelübde ab. Freudig unterwarf er sich der strengen Leitung des frommen, aber nachsichtigen Abtes Berno, der selbst Weisel und Gefängnis nicht sparte. Er ließ Odo wegen seiner Treue zum Priester weihen und bestimmte ihn auch vor seinem Tode zum Abt des kürzlich gegründeten Klosters Clugny.

Der neue Abt nahm nur ältere, bewährte Brüder mit sich in sein Kloster. Die Regel des hl. Benedikt war die Richtschnur des ganzen Lebens. Durch körperliche Abtötung, Verleugnung des eignen Willens und vor allem durch Stillschweigen und Gebet suchte er seine Brüder zur Vollkommenheit zu führen. Das Schweigen wurde so streng beobachtet, daß man sich meist

durch Zeichen verständigte und die Sprache fast nur zum Lobe Gottes gebrauchte.

Es waren damals höchst unruhige, betrübte Zeiten. Die Söhne des Kaisers Ludwig des Frommen zerrütteten durch Kriege das fränkische Reich. Dazu brachen die Normannen ein, raubten und plünderten. Kirchen und Klöster wurden zerstört, Priester und Mönche getötet oder versprengt. Jene, die im Kloster blieben, lebten zucht- und ordnungslos. Oft hauste hier ein mächtiger Laie als Abt mit Weib und Kind. Da stach das heilige Leben in Clugny besonders hervor.

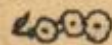
Vor allem rühmte man die Wohltätigkeit Odo's. Er gründete und leitete selbst eine Erziehungsanstalt für Knaben. Mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt überwachte er ihre Sitten und Studien. „Mein Königssohn hätte im Palaß seines Vaters eine zarteste Erziehung gefunden als dort.“ Er liebte die Kinder, und die Kinder liebten ihn. — Den Armen entließ Odo nie unbeschenkt. Den verarmten Armen kam er sogar zuvor und kaufte von ihnen wertlose Gegenstände um hohen Preis. Was an Speise und Trank übrig blieb, empfingen dürftige Reisende. Dazu wurden noch täglich 18 Arme gespeist.

Odo's Name hatte bald bei Fürst und Bischof einen guten Klang. Gab es Klöster in ihrem Gebiet, die der Erneuerung bedurften, so wandten sie sich an ihn. In einer ganzen Anzahl führte er die Klosterzucht und die Regel und die Statuten von Clugny ein, dem er sie unterordnete. Er führte als Generalabt die Oberleitung. Damit war der Grund gelegt für die 300 Jahre lang blühende Kongregation von Clugny.

Als in sein hohes Alter bewahrte Odo die Geistes- und Körperkräfte der Jugend. Noch kurz vor seinem Tode pilgerte er nach Rom. Hier erkrankte er an einem heftigen Fieber und fühlte sein Ende nahen. Gar gern wäre er dort gestorben, wo er sein geistiges Leben begonnen hatte, zu Tours am Grabe des hl. Martin. Gott erhörte die letzte Bitte seines treuen Dieners. Er konnte noch in heiliger Andacht das Fest des hl. Martin in Tours feiern, worauf er von neuem erkrankte. Nach einigen Tagen rief ihn Gott zu sich in die Freuden des Himmels am 18. November 942.

Ernst Ramm r. v. Geprüfte,
Die in harter Weltverachtung
Einsam sich der Arbeit weihen,
Dem Gebet und der Betrachtung.

J. W. Weber (Treischnlinden).
P. B. N.



Weggeleit zum Glücke

Von P. R. Sch. O. F. M.

Erstes Gebot Gottes

Vom Aberglauben VII.

Das Verhandeln unserer Stammväter Eva mit der Schlange, durch deren Verstand sie Gott an Macht und Wissen gleich zu werden hoffte, kann man als Vorbild der späteren Hexenwahn mit dem Bösen ansehen. In allen Zeiten findet sich die Vorstellung, daß gewisse Personen, besonders des weiblichen Geschlechts, durch einen Vertrag mit den Mächten der Finsternis in Verfehr treten und ihre Mitmenschen schädigen könnten.

Der Hexenglaube zeitigte eine fürchterliche blutige Periode in der Zeit des Aberglaubens: Die Hexenverfolgungen im 15., 16. und 17. Jahrhundert. Weiß sagt in seiner Weltgeschichte von dieser Zeit: „Die Phantasie dieses Zeitalters ist düster, die Gefühle sind verbärtet; Beweise dafür geben das damalige Justizwesen und die Hexenverfolgungen, die unzweifelhaft mehr Opfer gekostet haben als der dreißigjährige und der spanische Erbfolgekrieg zusammen.“

Das Wort „Hexe“ leitet Simrod ab von Hag = Hain und disse = göttliche Jungfrau. Also Waldbgöttin, Waldnymphen, Wettermacherin, Wunschnädchen. Aus dem Walfirenglauben habe sich der Hexenglaube entwickelt. Von den sogenannten Hexen nahm man an, daß sie sich dem Teufel ver-

schrieben und so übernatürliche Macht erlangt hätten, den Menschen zu schaden. Wenn auch die Dogmatik der Kirche eine Verbindung dämonischer Mächte mit dem Menschen nicht für unmöglich hält, so ist es doch häßlicher Aberglaube, wenn man solche Verbindungen für eine häufige Erscheinung ansieht, wenn man glaubt, daß Frauen die Fruchtbarkeit der Felder schädigen, das Wetter machen, Menschen und Tiere verhexen, durch Salben und Tränke allerlei Spul vollführen u. s. w. Aberglaube ist es, dem Teufel Gott gegenüber eine selbständige Macht zuzuschreiben. Aberglaube ist es, anzunehmen, daß dämonische Menschen sich an bestimmten Orten einstellen müssen, um vor ihrem Meister zu erscheinen, und daß sie durch die Lust hinreiten zu solchen Versammlungen. Aberglaube ist es, wenn man annimmt, daß an diesen Hexensabbaten eine Anbetung des Satans und unzuchtige Orgien stattfinden. Aberglaube war es auch, zu meinen, eine dem Teufel verbundene Person sei an bestimmten Körpermarken zu erkennen.

Wie war es möglich, daß der Hexenwahn eine solche Ausdehnung annehmen konnte? — Das Gerichtswesen lag darnieder. Unwissenheit und Schlechtigkeit der Richter spielten eine furchtbare Rolle. Dazu kam, daß durch das römische Recht die Folter eingeführt war. Unter den Schmerzen wurde ausgesagt, was man hören wollte. Helfer und Helferinnen wurden angegeben und so gab's kein Ende. Der Hexenglaube wuchs sich nach und nach zu einem förmlichen Volkswahn aus. Die Kirche hat stets dagegen geistert. Selbst aus dem 11. Jahrhundert finden wir die kirchliche Vorschrift, die Beichtväter sollten im einzelnen fragen, ob auch Glaube an Hexen bei den Beichtkindern vorhanden.

Luther spricht sehr oft vom Teufel und eifert gegen die Hexen. Im Jahre 1588 erklärt er: „man solle mit den Zauberinnen zur Todesstrafe eilen“, und an einer anderen Stelle: „Mit den Hexen und Zauberinnen, die Eier aus den Hühnerneistern, Milch und Butter stehlen. Soll man keine Barmherzigkeit haben; ich wollte sie selber verbrennen.“ In seiner Kirchenpostille erklärt Luther: „Die Zauberer oder Hexen, das sind die bösen Teufelskinder, die da Milch stehlen, Wetter machen, auf Bod und Wesen reiten, auf Mäntel fahren, die Leute schießen, lähmen und verdorren, die Kinder in der Wiege marnen, die ehelichen Gliedmaßen bezaubern und dergleichen Zaubereien treiben, die da können den Dingen eine andere Gestalt geben, daß eine Kuh oder Ochse scheint, das in der Wahrheit ein Mensch ist, und die Leute zur Liebe und Putschhaft zwingen und des Teufels Dinge viel.“ (Walch.)

Besser als lange Abhandlungen orientiert uns ein Blick in das Leben und Wirken eines Mannes, der in edelster Weise dem Hexenwahn entgegen arbeitete:

Friedrich Spee war Mitglied des Jesuitenordens. 1627 und 1628 erhielt er in Würzburg den Auftrag, 200 „Hexen“ zum Tode zu führen. Anfangs bekannten sich sämtliche Angeklagte als schuldig. „Nachdem aber die armen Todesurteilten zu Spee volles Vertrauen gefaßt, erklärten alle, sie seien vollständig unschuldig. Alle Geständnisse seien durch die Qualen der Folter erpreßt. Alle hielten den Priester für schuldig, dieses doch ja nicht zu sagen, sonst würden sie wieder auf die Folter gelegt, bis das frühere Geständnis wieder erpreßt wäre. Unter Tränen beteuerten sie ihre Unschuld, und doch mußten sie sterben. Spee studierte die Prozesse und besprach sich mit den Richtern. Klar erkannte er das Unrecht, und doch konnte er nicht helfen. Dätte er nur ein Wort zu ihrer Verteidigung gesprochen, so wäre das Verurteilte genug gewesen, daß er mit den Hexen im Bunde stehe. Folter und Scheiterhaufen wären ihm sicher gewesen.

So mußte er sie zum Holstoß begleiten, und das Haar des vierunddreißigjährigen Priesters wurde weiß vor Kummer und Entsetzen, und er brach aus in die salomonische Klage: „Ich wandte mich und sah unrecht leiden unter der Sonne, und Tränen derer, die keinen Tröster hatten, und Uebermacht derer, welche Unrecht

taten. Da pries ich die Toten mehr, denn die Lebenden, und hielt den, der noch nicht ist, für glücklicher denn beide, daß er des Bösen nicht inne wird, welches unter der Sonne geschieht.“

Seine feste Überzeugung und seine bitteren Erfahrungen legte Spee nieder in dem Buche: „Cautio criminalis contra sagas“. — Vorsicht bei den Prozessen gegen die Hexen! — Er mußte aber das Buch anonym (ohne Namen des Verfassers) erscheinen lassen. — In Würzburg lebte damals der Dombherr Schönborn, welcher später Erzbischof von Mainz wurde. Dieser fragte eines Tages den jungen Spee, warum er schon weisses Haar habe. Spee antwortete, das komme von den Hexen — nämlich von Kummer über die Unmöglichkeit, den unschuldig Verurteilten zu

helfen, und er gestand ihm, daß er die „Cautio criminalis“ verfaßt habe. — Sobald Schönborn Erzbischof von Mainz geworden, schaffte er die Hexenprozesse in seinem Lande ab.

Des Teufels Ehe und Reuterei

Ich mir Gespenst und Fantasie.

Das Bocharten kummt aus Mißglauben.

Der Teufel tut's mit Gespenst bezaubert,

Daß sie liegt schlafen in ein Qualm,

Meint doch, sie laßt sich allenthalben,

Und treibt diesen und jenen Handel

Und in ein Kachel sich verwandelt:

Dich alles ist heidnisch und ein Spott

Bei den, die nicht glauben in Gott.

So du im Glauben Gott erkennst,

So kann dir schaden kein Gespenst.“

(Dans Sachs, im Jahre 1531.)



Jean vom Pappestein

Eine Westerwaldgeschichte von Jakob Schönberger

(Schluß)

„Mir hon kaane Streit zesamme gehot. Ich sein dem Bädche nahgange, weil ich strecke wollt, un hä es dä brate Weg weirer gange. Verkürzter Zeit hon ich en Schrei gehört. Do sein ich der Schrecke stiehn gebliewe, beß Dau mech gerote host.“

„Sei leigt dä Keppel un es beinah dut.“

„Dobon waas ich nout.“

„Na, dot es en Geheimnis, dot fall sech offläre.“

„Es maan och.“

Jean nahm den Keppel auf den Rücken und trug ihn, ohne einmal zu ruhen, bis an das elterliche Haus. Die Eltern kamen fast von Sinnen, als ihnen da mitten in der Nacht der tote Sohn ins Haus gebracht wurde; denn Keppel war auf dem Transporte schon verschieden. An dem andern Morgen lief die Schreckenskunde durch das Dorf und verbreitete sich an demselben Tage noch durch das ganze Kirchspiel. Den folgenden Tag erschien eine Gerichtskommission, die den Tatbestand aufnahm und die Zeugen vernahm. Es blieb der Kommission nach der besonders belastenden Aussage des Eichenbrenner nichts anderes übrig, als den Jean zu verhaften, da er der Tat dringend verdächtig erschien. Eichenbrenner hatte erklärt, Jean hätte sie schon an der kölnischen Straße eingeholt, habe sofort wegen der Bezahlung mit Keppel Streit bekommen und da sei er, als der Streit immer heftiger geworden, an dem Pfade abgegangen. Bald darauf habe er den Schrei gehört. In dieser Form hatte er schon seinem Vater am andern Tage über die Ereignisse der Nacht berichtet. Dieser wußte sich vor Freude fast nicht zu halten. „Inse kimmt hä aiver on dä Gasse!“

„So, wot Ihr dumols net ferdege brenge kumt, dot brenge ich inse rond.“

Der Verwandte der Gebrüder Bulle verschwieg absichtlich die Verabredung mit diesen und belastete Jean auch noch insofern, als er erklärte, die Unterredung sei nur kurz gewesen. Den reichen Annapel, der am Tatorte sich vorfand, konfirmierte das Gericht. Eichenbrenner bezeugte auch, den Annapel habe Jean schon gehabt, als sie an dem betreffenden Abend von Weidenbahn weggegangen seien.

Mit der Verhaftung des Jean war unnennbarer Jammer in das einsame Häuschen am Walde eingeleitet. Gritt wollte jeden Abend bei der alten Frau, die auch sonst verzweifelt wäre. Der alte Eichenbrenner verfolgte nun seine Tochter mit dem rohesten Spott. „Dei Schak hot inse gore Unnerkunft. Welste imm net mal besude?“

„Doch, in der nächste Woch gieh ich met seiner Name so imm.“

Nach sechs Wochen war die Verhandlung vor Gericht. Die Aussage von Eichenbrenner war für Jean so belastend und die einzige, daher ausschlaggebend. Er wurde der schweren Körperverletzung mit tödlichem Ausgange für schuldig befunden und zu einer schweren Gefängnisstrafe verurteilt. Als der Richter ihn zum Schluß fragte, ob er noch etwas zu sagen hätte, reckte er sich zu seiner ganzen Größe empor, erhob hoch das Haupt und erklärte mit fester Stimme:

„Ich bin unschuldig. Die Wahrheit muß eines guten Tages liegen.“

Der älteste der Gebrüder Bulle war unmittelbar nach der verhängnisvollen Nacht schwer an Lungenentzündung erkrankt. Der Tod war hart an ihm vorbeigegangen. Er genas zwar wieder, aber ein verdächtiger, hohler Husten war geblieben. Die Eltern konnten sein merkwürdig verändertes Wesen nicht begreifen. Den ganzen Tag saß er im Zimmer und stierte vor sich hin, selten ging er einmal ins Freie. Wenn ihm jemand begegnete und ihn etwas fest ansah, erschraf er zu Tode und mußte dann eine Zeitlang liegen bleiben. Sein Bruder hütete das Geheimnis ängstlich, aber die Gewissensbisse ließen ihn Tag und Nacht keine Ruhe. Dieser ewige Kampf zwischen Liebe zum Bruder und dem Bedürfnis nach Gerechtigkeit rief ihn fast auf. Als die Nachricht von der Verurteilung des Jean auch zu Ohren des Christ gekommen war, bekam er einen schweren Ohnmachtsanfall. Als er aus demselben erwachte, hoffte Bitter ganz bestimmt, sein Bruder würde durch ein offenes Geständnis sich selbst und ihm das Herz befreien von der Qual dieses juchzenden Geheimnisses. Aber auch diese Mahnung ging ohne Wirkung vorbei. Als der Herbst begann, war der körperliche Verfall bei Christ so augenscheinlich, daß seine Umgebung mit seinem baldigen Tode rechnete. Eines Morgens war er so schwach, daß er dringend nach dem Seelsorger verlangte. Da er nun gebeichtet hatte, sagte der Geistliche den Eltern, sie möchten für den Nachmittag um vier Uhr den Bürgermeister und zwei Zeugen bestellen. Ihr Sohn halte sich für verpflichtet, vor seinem Tode unter Zeugen eine Erklärung abzugeben, wodurch ein Unschuldiger aus dem Gefängnis befreit würde. Auch wünschte Christ, daß er, der Pfarrer, zugegen sei, um ihm bei der Formulierung der Erklärung behilflich zu sein. Vor Staunen wußten die alten Leute nicht, was sie sagen sollten. Sie taten aber, was der Pfarrer ihnen aufgetragen hatte. Um 4 Uhr war der Bürgermeister mit den Zeugen schon da; um 4 Uhr erschien auch der Pfarrer. Die Schwäche hatte bei dem Kranken seit heute morgen derart zugenommen, daß seinem Berichte manche wesentliche Angabe fehlte, die er am Morgen gemacht hatte. Daher war die Anwesenheit des Pfarrers durchaus notwendig, damit durch dessen Hilfe ein wirklicher Tatbestandsbericht entstand. Nach der Ausfertigung des Protokolls wurde der Kranke ohnmächtig. Um sieben Uhr entschlief er, ohne wieder das Bewußtsein erlangt zu haben.

Als die Erklärung des Christian Bulle zur Kenntnis des Gerichtes gekommen war, wurde zunächst Jean aus freiem Fuß gesetzt. Von einer Verhaftung des Joseph Eichenbrenner, dessen Aussagen ja unbedingt falsch sein mußten, sah das Gericht vorläufig ab.

Kurze Zeit darauf war schon der Termin des Wiederaufnahmeverfahrens, durch welches die Unschuld des Jean voll und ganz erproben und in folgedessen seine Freisprechung erfolgte. Auch Eichenbrenner war wieder als Zeuge geladen. Seine Aussage stand derart in Widerspruch mit

denjenigen der Wehrüber Bulte, daß ihn der Richter des wissentlichen Meineides klagte. Als er so sich in die Enge getrieben sah, wußte er nur als Entschuldigung anzuführen, daß er sinnlos betrunken gewesen sei. „Um das festzustellen“, erwiderte ihm der Richter, „wird das Gericht eine neue Verhandlung anberaumen. Dann werden Sie als Angeklagter und Jean Vemaitre als Zeuge auftreten. Auch die Beziehungen der beiden Familien Eschenbrenner und Vemaitre werden dann eine wichtige Rolle spielen. Ihr Vater hat schon einmal vergeblich versucht, den Jean Vemaitre zu verderben. Ihnen war der große Wurf gelungen, und nun schlägt er zu Ihrem eignen Verderben aus. Damit Sie völlig ungestört über diesen verwegenen Streich, den Sie der Gerechtigkeit spielen wollten, nachdenken können, lasse ich Sie hiermit verhaften.“ Es wurde die Anklage auf wissentlichen Meineid erhoben. In acht Wochen war die Verhandlung. Durch Zeugen wurde einwandfrei festgestellt, daß von einer sinnlosen Betrunketheit keine Rede sein konnte. Das klassische Beispiel für seine absichtlich falschen Angaben war die Sache mit dem eichenen Anspiegel, den er schon den Abend früh in der Hand des Jean Vemaitre, gesehen haben wollte. Das Verbrechen wurde mit einer längeren Zuchthausstrafe geahndet.

Im Grunde genommen war er mehr zu beauern als zu verdammen, da die bösen Lehren des Vaters in seinem Herzen einen zu guten Boden gefunden hatten. Jetzt war auch der alte Kalkgestellt. Die Freude über den ruchlosen Streich des Sohnes war doch von kurzer Dauer gewesen. Wenn er sich auch nicht mehr zu großen Ausfällen gegen den Jean hinreißten ließ, ja sogar duldete, daß er manchmal mit seiner Tochter am Tische saß, so stand und sie bei allen Festlichkeiten zum Tanz führte, so war sein Haß doch noch wilder geworden. Noch immer sann er auf Mittel und Wege, um den Jean zu verderben.

Eines guten Tages glaubte er ein solches gefunden zu haben. Er klagte den Jean beim Richter der Freiheitsberaubung an. Auf dem Heimwege von Kuhhöfen sei ihm im Walde der Jean Vemaitre begegnet und im Verlaufe einer Auseinandersetzung so brutal geworden, daß er ihn gezwungen habe, eine große Strecke Weges auf den Armen zu rutschen. So unwahrscheinlich und lächerlich diese Anschuldigung auch war, so mußte der Richter der Anklage doch stattgeben, weil Eschenbrenner seine Angaben durch einen Eid erhärten wollte.

Jean bekam eine Vorladung zur Vernehmung. Er traute kaum seinen Ohren, als der Richter ihm die Anklage vorlas. Dann fragte ihn der Richter: „Sind Sie dem Eschenbrenner schon einmal dort begegnet?“

Jean antwortete: „Gewiß, am 14. November, des Abends zwischen 6 und 7 Uhr.“

„Diese Zeitangabe hat auch Eschenbrenner gemacht. Was ist denn nun eigentlich vorgefallen?“

„Nichts. Wir haben uns, als wir uns begegneten, „Guten Abend“ gesagt, und jeder ist dann still seines Weges weiter gegangen.“

„Ich dachte es mir schon, der alte Ränkesammler hole zu einem neuen Schlage gegen Sie aus. Er wird ja kaum etwas damit erreichen. Nach all dem Vorausgegangenem darf ihm das Gericht den Eid nicht gestatten. Sollte es Ihnen aber auf irgend eine Weise gelingen, ihm die Unhaltbarkeit seiner Anklage darzutun, dann dürfen Sie ihn aber nicht schonen. Dann muß er für diesen neuen Frevel an Ihrer Ehre büßen. Durch ein hohes Lösegeld, das er zu zahlen verpflichtet wird, muß ihm für immer die Lust vergehen, Sie durch solch haltlose Anschuldigungen zu beunruhigen.“

Damit entließ ihn der Richter.

Als Jean in der nahe Bäckerei seinen Kaffee bestellt hatte, tritt auch der alte Förster herein. Dieser begrüßt ihn in der gewohnten herzlichen Weise.

„No, Jean! Wot host Du dann in Wallmerod ze don?“

„Ich wor beim Richter.“

„Beim Richter?“

„Jo, da ahl Eschenbrenner hot medy sagen wirtet, verfloht.“

„Da ahl Ganner hot doch eher laa Ruh, befä bei seinem Jung im Zuchthaus eh.“

Nun berichtet ihm Jean, weshalb ihn Eschenbrenner angeklagt hat.

„Die Schlechtigkeit giebt dem Eschenbrenner net durch!“ rief der Förster entrüstet aus. „Ich melde medy als Zeuge.“

„Ihr wollt Zeuge sein? Dot verflucht es net!“ Der Förster erzählte ihm nun, daß er an dem betreffenden Abend ganz in der Nähe gewesen sei, als sich die beiden begegneten und „Guten Abend“ sagten. Er habe am Waldbrand gestanden, durch einen Baumstamm verdeckt, wo er auf seinen Hund wartete, der zurückgeblieben war.

„Ich hon en Meldung dem Owerfischer ge mache. In ner halbe Stund sein eh wirtet do. Dann giehn mir zesamme on et Gericht, un eh gewo dann mei Zeignis af.“

Kaum hatte er das letzte Wort gesprochen, da war er auch schon zur Tür hinaus. Nach 10 Minuten erschien er wieder. Sie gingen zusammen zum Richter und ließen ihn um eine dringende Unterbrechung bitten. Nach einer Stunde konnte ihrem Wunsche willfahren werden. Die

Am Feste Mariä Opferung

Maria, die du trüb und gern
Tich ganz geopfert hast dem Herrn
Der dich zur Mutter dann erkor:
O nimm unsern Fleh'n dein Ohr!

„Erbit' und heil'gen Opfermahl,
Erbit' uns wahren Opferinn
Für deinen Sohn, der Leib und Blut
Für uns am Kreuze gab dahin!“

Tah ihm zu Lieb' wir dulden st'll,
Wenn er ein Opfer von uns will.
Tah ihm zu Lieb' und ihm zu Ehr'
Wer unser Liebtes geben her.

Er gibt's ja hundertfach zurück:
Dein Opfer war ja auch dein Glück
O Gottesmutter, Himmelsmild,
Von allen Bölkern beirbeit!

Sch m i s, Das kath. Kirchenjahr.

Aussage des Försters wurde zu Protokoll genommen.

Nach 10 Tagen waren die beiden zu einer neuen Verhandlung geladen, bei der auch Eschenbrenner anwesend war. Die Aussprache war eine sehr kurze, da ja Eschenbrenner auf Grund der Aussage des Försters der wissentlichen falschen Anklage überführt wurde. Als er sich nun einliefen sah, fing er wie ein altes Weib an zu jammern und zu weinen, bis ihm der Richter in strengem Tone Ruhe gebot. Dann sagte er zu ihm: „Ihr Jammerhühner rührt mich nicht. Damit Sie nicht noch einmal dieser Niedertracht Raum zu geben versucht sind, ein solch frevels Spiel mit der Ehre und der Ruhe Ihrer Mitmenschen zu treiben und das Gericht mit solch unnützen Klagen zu belästigen, müssen Sie sich schriftlich zu einer Summe von 1000 Gulden verpflichten, andernfalls wird der Gerechtigkeit freier Lauf gelassen.“

Mit schwerem Herzen entschloß sich Eschenbrenner zu der verlangten Erklärung, da ihm sonst eine empfindliche Freiheitsstrafe winkte.

Jean war nun zum letzten Mal wieder eingetreten. Nach drei Wochen wurde es plötzlich abgebrochen, weil der Herzog durch einen Sturz vom Pferde einen schweren Unfall erlitten hatte. Die Einberufenen wurden sofort entlassen. Am andern Tag wanderte Jean mit einem Kameraden aus Ewighausen wieder der Heimat zu. Gegen 11 Uhr abends kamen sie an den Bappestein und gingen am Rande des Wäldchens entlang. Der Weg führte über eine Anhöhe nach der Wohnung des Jean. Von dort konnte der Kamerad, der Griebeling hieß, nach Ueberquerung des Wiesentales schnell den Weg nach Ewighausen erreichen. Als sie von der Anhöhe zu Tal gehen, sehen sie, daß an der Hinterseite des Häuschens von Zeit zu Zeit eine kleine Flamme aufsteht und bald wieder erlischt.

Sie beschleunigen ihre Schritte. Als sie in die Nähe des Hauses gekommen sind, erblicken sie dort einen Mann, der sich bemüht, das weit herabgehende Strohdach in Brand zu stecken. Soeben flammt ein Teil desselben auf. In ein paar mächtigen Sprüngen haben beide das Haus erreicht. Jean reißt den brennenden Teil des Daches herunter und zertritt ihn mit den Füßen. Griebeling sät sich den Frevel und verabreicht ihm eine gehörige Tracht Prügel. Unterdes war Jean mit seiner Arbeit soweit fertig, daß die unmittelbare Gefahr beseitigt war. Nun erkannten die beiden in dem Brandstifter den alten Eschenbrenner. Griebeling war der Ansicht, die Sache müsse zur Anzeige gebracht werden. Jean dagegen nicht. Diese feste Angst im Herzen vor einer möglichen Anzeige sei seiner Ansicht gemäß, die größte Strafe. Mit ein paar derben Ohrfeigen entließ Griebeling den alten Sünder.

Von nun an fand der alte Eschenbrenner nirgends Ruhe mehr. Er war stets unterwegs. Reisen nach allen Himmelsgegenden unternahm er. Selten sah man ihn mehr zu Hause. Die dringenden Arbeiten veräußerte er. Da mühten Gritt und deren Mutter gehörig zuwaden und ein besonders aufmerksames Auge auf das Gesinde haben, damit die Wirtschaft nicht zu Grunde ging.

Der Dergensbund zwischen Jean und Gritt war längst geschlossen. Die Mütter der beiden hatten denselben geegnet. Ihre Einwilligung war also eine reine Formsache. Eines guten Tages sagte Jean sich ein Herz und bat auch den Vater um seine Zustimmung. Eine auffallende Freundlichkeit desselben erschreckte ihn fast. Eine bestimmte Antwort auf seinen Antrag erfolgte nicht. Eschenbrenner sagte nur halblaut vor sich hin: „Nacht, wot ihr wollt! Ich werde doch och soß im moul mie gestroogt.“ Man sagte allgemein diese Erklärung als eine Bejahung der von Jean gestellten Frage auf und gab sich mit dieser Lösung zufrieden.

Den andern Tag wanderte Eschenbrenner schon in aller Frühe durch den Wald Oberscheid über Daindorf und Köbblingen nach Westerburg. Seit langer Zeit krönte er dem Alkoholgenusse in einer Weise, daß er von diesen Fahrten immer in schwer betrunkenem Zustande zurückkam. Auch heute machte er keine Ausnahme von dieser Regel. Nachdem er sich mühsam den langen Weg in der Nacht bis zum Oberscheid zurückgeschleppt hatte, fiel er in der Nähe des alten Steinbruchs um und schlief ein. Nach ungefähr zwei Stunden springt er plötzlich auf und schreit: „Gritt, da Schandam greet medy net!“ Damit zieht er rasch sein Rasiermesser aus der Tasche. Ein zweimaliges festes Ziehen mit demselben an der Kehle vorbei und der alte Eschenbrenner fällt tot zu Boden.

Am folgenden Morgen brachten Maurer von Caden, die diesen Weg gekommen waren, der Familie die entsetzliche Nachricht, daß sie ihn dort mit durchschnittener Kehle aufgefunden hätten. Wenn ja auch seine Angehörigen schon längst mit einem solchen Ende gerechnet hätten, so wirkte doch die Nachricht erschütternd.

Obwohl der alte Jean Einverständnis zu einer Verbindung seiner Tochter mit Jean in einer etwas außerordentlichen Form gegeben, so hatten sie doch den Plan gefaßt, schon recht bald die Hochzeit folgen zu lassen. Durch den Todesfall wurde sie um ein Jahr hinausgeschoben.

Als das Trauerjahr vorüber war, fand die Trauung in aller Stille in Marienstatt statt. Von einer Hochzeitsfeier hatte man abgesehen.

Nachdem das neue Paar ins Haus eingezogen war, blieb auch die Frau Vemaitre nicht mehr in ihrem Häuschen. Sie wohnte fernerhin in dem großen Hause bei ihrem Sohne. Jean widmete sich nun ganz der Landwirtschaft.

Als später der junge Eschenbrenner zurückkehrte, litt es ihn nicht mehr lange zu Hause. Er ließ sich einen Teil seines Vermögens in Bar geben und wanderte nach Amerika aus. In New-York ist er später verschollen.

Mit Jean war wirklich Gottes Segen ins Haus eingezogen. Das war offensichtlich. Gott schenkte ihnen acht Kinder, sechs Söhne und zwei Töchter. Die Söhne dienten später alle bei den Grenadiere in Berlin.

— Ende. —